

Jeder Werksangehörige erhält die Zeitung kostenlos

Die „Hütten-Zeitung“ erscheint jeden zweiten Freitag

Hütten-Zeitung

des

Schalfer Vereins



Deutsche Eisenwerke Aktien-Gesellschaft



15. Jahrgang

Zuschriften sind unmittelbar an die Schriftleitung der „Hütten-Zeitung“, Bannerstraße 170 (Haupttor), Abt. Ausbildungs-wesen, zu richten

1. November 1935

Nachdruck nur unter Quellenangabe und nach vorheriger Einholung der Genehmigung der Hauptschriftleitung gestattet

Nummer 22

Herausgegeben in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft für Arbeitspädagogik im Einvernehmen mit der Deutschen Arbeitsfront

HZ 1

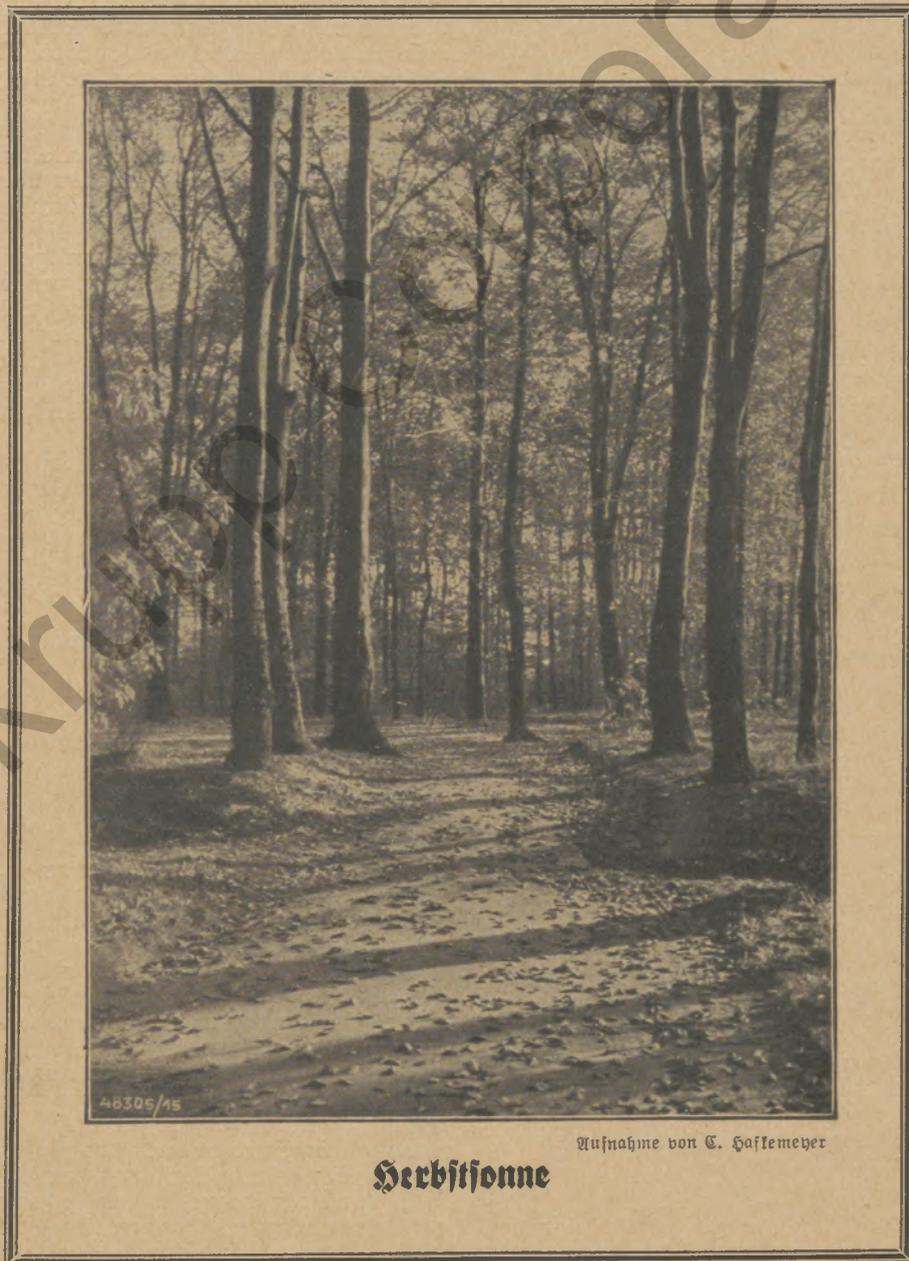
Die Wirtschaft im Herbst

Die Saison, wie man zu sagen pflegt, ist zu Ende. Die Blätter wirbeln von den Bäumen, und es wird nicht lange dauern, da wird der Winter seinen Einzug halten. Daß diese Umstellung in der Natur auch Folgen für unsere Wirtschaft hat, liegt auf der Hand. Sie machen sich zuerst auf dem Arbeitsmarkt bemerkbar, wenn auch glücklicherweise bei uns in Deutschland nur in geringem Maße. Die Zahl der bei den Arbeitsämtern eingetragenen Arbeitslosen ist im September leicht, und zwar um rund 7000 auf 1713 693 gestiegen. Während von den Außenberufen die Landwirtschaft in fast allen Bezirken, mit Ausnahme von Bayern und Südwestdeutschland, noch Kräfte aufnehmen konnte und auch im Baugewerbe trotz des außerordentlich hohen Beschäftigungsstandes der Vormonate sich noch keine nennenswerte saisonmäßige Abschwächung zeigte, brachte der Saisonabschluß im Fremdenverkehr Zugänge an Arbeitslosen im Gast- und Schankwirtschaftsgewerbe, im Nahrungs- und Genußmittelgewerbe, in der Gruppe des Gesundheitswesens und der Körperpflege (Friseur und Badewärter) und bei den häuslichen Diensten. Demgegenüber wiesen die konjunkturabhängigen Berufsgruppen eine bemerkenswerte Festigkeit des Beschäftigungsgrades auf. In der Eisen- und Metallerzeugung und -verarbeitung blieb der hohe Beschäftigungsstand voll erhalten, im Bergbau besserten sich die Unterbringungsmöglichkeiten im Arbeitseinsatz gegenüber den Vormonaten. Auch das Holz- und Sticksstoffgewerbe, die Ledererzeugung und -verarbeitung, die Papiererzeugung und -verarbeitung und das Bekleidungs-gewerbe waren recht aufnahmefähig und hatten teilweise einen beachtlichen Abgang an Arbeitslosen.

Besonders sind infolge der vorgerückten Jahreszeit die Notstandsarbeiten größtenteils beendet. Die bei ihnen Beschäftigten mußten also an vielen Stellen entlassen werden.

Trotz der geringen Zunahme der Arbeitslosigkeit ist noch ein weiterer Rückgang der Unterstützungszahl eingetreten, und zwar um 23 000 auf 1 219 000. Im einzelnen nahm die Zahl der Hauptunterstützungsempfänger in der Arbeitslosenversicherung um 7000 auf 239 000 zu, während in der Krisenunterstützung nach einem Abgang von

12 000 noch 636 000 Unterstützungsempfänger gezählt wurden und für die Reichswohlfahrtshilfe nach einer Abnahme um 18 000 noch 344 000 arbeitslose Wohlfahrtserwerbslose anerkannt waren. Die Zahl der Notstandsarbeiter, die bei Maßnahmen beschäftigt sind, die von der Reichsanstalt gefördert werden, ist auf 142 548 zurückgegangen.



Aufnahme von C. Hafkemeyer

Herbstsonne

Die wirtschaftliche Lage zu Herbstanfang wird durch die Berichte der Handels- und Industriekammern, der Handwerkskammern und Wirtschaftsverbände als durchaus ermutigend gekennzeichnet. Der Kohlenabsatz hat sich im Inlande weiter gesteigert, ebenso der Roheisenverbrauch. Auch die Maschinenindustrie weiß ein befriedigendes, gegen das Vorjahr besseres Geschäft zu melden. Der Absatz an Automobilen betrug in den ersten acht Monaten des Jahres 1935 rund vierzig Prozent mehr als im Vorjahre. Die Beschäftigung der Wertindustrie hat sich weiter gebessert. Ferner war befriedigend die Lage der Baumwollspinnereien und -webereien und der Lederindustrie, ebenso die in der Zement- und Ziegelindustrie, und zwar infolge kräftiger Belegung des Baumarktes. Wie es mit der Landwirtschaft bestellt ist, ist bei Gelegenheit des Erntedankfestes hinreichend bekannt geworden.

Die deutsche Handelsbilanz für September ergab einen Uberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr in Höhe von 55 Millionen Reichsmark. Mit Rücksicht auf den Herbstbedarf ist die Einfuhr an Lebensmitteln etwas gestiegen, andererseits ist die Rohstoffeinfuhr leicht zurückgegangen. Auch die Fertigwarenausfuhr nahm etwas ab, während die Rohstoffausfuhr infolge verstärkter Kohlenlieferungen diesen Ausfall mehr als ausglich.

Der vor kurzem veröffentlichte Jahrsbericht der Deutschen Reichspost zeigte, daß

der Reichspostbetrieb nunmehr gewinnbringend ist, was man leider von der Deutschen Reichsbahngesellschaft auf Grund ihrer Betriebsrechnung von 1934 noch nicht sagen kann. Jedenfalls aber waren die Betriebseinnahmen der Reichsbahn im August 1935 um 27,3 Millionen Reichsmark höher als im entsprechenden Monat des Vorjahres.

Aus dem vor kurzem veröffentlichten weltwirtschaftlichen Vierteljahrsbericht des Völkerbundes ist zu ersehen, daß sich in den meisten

Ländern eine starke wirtschaftliche Belebung durchgesetzt hat. Die Gütererzeugung hat im Durchschnitt in der Welt um zehn Prozent zugenommen. Deutschland steht dabei mit einer Steigerung von zwanzig Prozent vor Japan, Kanada und England an erster Stelle. Auch auf dem Gebiete der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit muß man in Genf notgedrungen Deutschland die Palme zuerkennen.

Wir wissen selbst am besten, wie es um uns steht und daß es, wie Reichswirtschaftsminister Dr. Schacht vor kurzem sagte, in der Wirtschaft im Dritten Reiche besser und auf alle Fälle aufwärts geht. Das ist deutlich an der erheblichen Zunahme des deutschen Volkseinkommens zu erkennen. Die seit 1933 eingetretene Wirtschaftsbelebung hat nicht nur eine Hebung des Beschäftigungsgrades und eine erhebliche Wiedereinschaltung von Arbeitskräften zur Folge gehabt, sie hat darüber hinaus auch eine ganz nennenswerte Zunahme des Volkseinkommens hervorgerufen. Nach einer vorläufigen Berechnung des Statistischen Reichsamtes ist das Volkseinkommen 1934 auf 52,5 Milliarden

Reichsmark gestiegen, mithin gegenüber dem Vorjahr um rund sechs Milliarden Reichsmark oder dreizehn Prozent. Im laufenden Jahre dürfte, unter Berücksichtigung der weiteren Beschäftigungszunahme und der fortschreitenden Verringerung des Arbeitslosenheeres, eine weitere beträchtliche Erhöhung des Volkseinkommens eingetreten sein. In Anbetracht der weiteren Einkommensvergrößerung wird man nicht fehlgehen, wenn man behauptet, daß das gesamte tatsächliche Volkseinkommen, das 1934 nur noch fünf Prozent unter dem Stand von 1913 lag, heute ziemlich genau der Vorkriegsziffer entspricht.

Wir dürfen nach den bisherigen Erfolgen auf fast allen Wirtschaftsgebieten daher getrost in den kommenden Winter gehen. Nahrungsjorgen haben wir nicht. Wir werden mutig weiterarbeiten und aufwärtsstreben. Auf den Herbst folgt der Winter, aber der Frühling der deutschen Wirtschaft steht hinter ihnen.

Der Völkerbund als Friedensretter

Im englischen Unterhaus fand vor kurzem eine Aussprache über den Fall Abessinien—Italien statt. Der englische Außenminister Sir Samuel Hoare betonte bei dieser Gelegenheit, daß England an den Völkerbund glaube als eine Einrichtung, nicht nur um den Krieg zu verhindern, sondern auch um seine Ursachen zu beseitigen. England sei zur Zeit damit beschäftigt, die Bestimmungen der Völkerbundsatzung auszuprobieren. Worauf sich dieses „Ausprobieren“ bezieht, weiß jeder, der die Ereignisse der allerletzten Zeit aufmerksam verfolgt hat.

England hat in Genf durchgesetzt, daß der Völkerbund Sanktionen wirtschaftlicher Art gegen Italien beschlossen hat. Der englische Außenminister erklärte in der bewußten Unterhausrede, daß England nicht daran denke, auch militärische Sanktionen gegen Italien im Völkerbund zu beantragen oder gar von sich aus zu ergreifen. Es wolle lediglich kollektiv, d. h. also mit dem Völkerbund zusammen, als Mitglied des Völkerbundes, handeln. Inzwischen ist nun auch das Inkrafttreten der bereits beschlossenen wirtschaftlichen Sanktionen (Sühnemaßnahmen) gegen Italien auf eine unbestimmte Zeit (es heißt bis Anfang oder Mitte November) hinausgeschoben. Der Krieg in Abessinien geht aber weiter. Aber auch die diplomatischen Verhandlungen zwischen Rom, Paris und London gehen weiter. Wird etwas für den Frieden Ersprießliches dabei herauskommen?

Viele Monate lang haben sich beide Parteien, England und Italien, einer Täuschung darüber hingegeben, bis zu welcher Grenze des Widerstandes bzw. seiner Ansprüche der andere wohl gehen werde. England glaubte immer noch, daß Mussolini sich schließlich doch mit mehr oder weniger wohlfeilen und annehmbaren Zugeständnissen zufrieden geben werde. Daher seine Zauderpolitik, die wiederum auf der Gegenseite gefährliche Enttäuschungen wecken und geradezu als Ansporn wirken mußte, nicht nachzugeben. Jeder suchte bei diesem diplomatischen Spiel eine möglichst gute Karte zu erhalten.

In dem letzten Teil des Spiels entschloß sich England, seine Mittelmeerflotte zu verstärken und seine Stützpunkte mit fieberhafter Eile auf den höchsten Verteidigungsstand zu bringen. Italien antwortete, indem es größere Truppeneinheiten nach Libyen wärf, dem Nachbarland Ägyptens und des englischen Sudan. Auf diese Weise ist eine neue Möglichkeit des Ruhhandels geschaffen worden. Die Gespräche in London und Rom zielen jetzt dahin, daß England einen Teil seiner Schiffe wieder aus dem Mittelmeer zurückziehen soll, während Italien gleichzeitig seine Landstreitkräfte in Nordafrika vermindert. Damit allein wäre allerdings noch nicht viel erreicht. Immerhin wäre ein Anfang gemacht. Ein erster Verhandlungserfolg wäre zu verzeichnen, eine Besserung der Stimmung, der diplomatischen Atmosphäre, wozu auch das von England geforderte Zurückweichen der italienischen Presse beitragen würde. Es fragt sich dann, ob in der Sache selbst, in der abessinischen Frage, nunmehr, nachdem die Waffen gesprochen haben, Verständigungsmöglichkeiten bestehen, wie sie vor einigen Monaten, als Staatssekretär Eden und dann der Völkerbund ihre Vorschläge machten, noch nicht gegeben waren. Der französische Außenminister Laval hat sich endlich dazu bequemen müssen, der englischen Regierung die von ihr nicht weniger als viermal hintereinander verlangte Auskunft darüber zu erteilen, wie sich Frankreich bei einem Angriff Italiens auf die englische Flotte verhalten werde. Und so lautet sie: Handelt es sich um die Durchführung von Sanktionen, die der Völkerbund beschlossen hat, so sollen den englischen Kriegsschiffen die französischen Häfen offenstehen. Diese Erklärung hat die Engländer, wie ihr Außenminister sagte, voll befriedigt. Damit wird erneut ein Druck auf Italien ausgeübt, es nicht zum Äußersten kommen zu lassen.

Gelangt Italien in Abessinien nicht an das Ziel seiner kolonialen Wünsche, muß es sich damit bescheiden, seine Waffenehre wiederhergestellt zu haben und sich im übrigen mit einer Teillösung abfinden, so ist damit zu rechnen, daß der frühere italienisch-französische Gegensatz über kurz oder lang von neuem auflebt. Wieder wird Italien seine Blicke nach der Schatzkammer des alten Rom richten, die heute in französischem Besitz ist, nach Tunis. Dort leben bereits hunderttausend Italiener; sie sind an Zahl den Franzosen überlegen. Die „tunesische Irredenta“ war viele Jahre ein feststehender Begriff der italienischen Propaganda. Im Anschluß an die Komreise Lavals sind Italien zwar einige kleine koloniale Zugeständnisse gemacht worden. So wurde französisches Gebiet im südlichen Libyen abgetreten. Aber was hat das schon zu bedeuten? Die Entfernung des Tschadsees vom

Mittelmeer über italienisches Gebiet ist um mehr als tausend Kilometer kürzer als die Strecke Tschadsee—Algier. So entstand der Plan eines Eisenbahnbaues von Tripolis zum Tschadsee im Wettbewerb mit der französischen Transsahara-Bahn Algier—Timbuktu. Er ist nur vorläufig beiseitegelegt. Und so könnte man fortfahren.

Ferner sind nicht nur England und Italien Nebenbuhler um die Vorrherrschaft im Mittelmeer, sondern auch die beiden lateinischen Schwestern Italien und Frankreich. Auf den Flottenkonferenzen von Washington und London ist dies aufs deutlichste in Erscheinung getreten.

Mehrfach hat sich in diesen Tagen der streitbarste englische Gottesmann, der Erzbischof von Canterbury, über den Völkerbund ausgelassen. Er predigte: „... Die Arbeit des Völkerbundes beginnt erst... Seine Grundlage wird solange schwach bleiben, wie die öffentliche Meinung über ihn noch nicht ganz fest und stark ist. Regierungen mögen für die Kriegsursachen verantwortlich sein, aber die Kriege werden erst möglich, wenn die Instinkte, die Überlieferungen, die Leidenschaften der Völker in der Richtung des Krieges liegen. Hier muß also der letzte Grund des Friedens ruhen. Zuerst kommt der Glaube, der nach Vernunft und Idealen der Wille Gottes ist. Für uns Christen ist dieser Gotteswille durch die Lehre Jesu Christi enthüllt worden. Und weil ich davon überzeugt bin, daß die Grundsätze des Völkerbundes mit der Lehre Christi übereinstimmen, deshalb habe ich über das Werk des Völkerbundes in dieser christlichen Kirche (gemeint ist die St.-Pauls-Kathedrale zu London) gesprochen. Oft ist es schwer, den Geist Gottes mit nationaler Politik zu vereinbaren, aber hier ist ein Gebiet, wo dies leicht und unmittelbar möglich ist. Wenn das aber wahr ist, so ergibt sich daraus für die Bürger, die den Namen Christen tragen, die Pflicht, neben den Völkerbund zu treten und sich hinter ihn zu stellen. Deshalb rufe ich die Geistlichen meiner Kirche mit der ganzen Autorität, die mir mein hohes Amt verleiht, dazu auf, bei der Unterstützung des Völkerbundes in erster Linie mitzuwirken.“

Was England nützt, ist immer christlich, und wenn der Völkerbund in seiner Politik mit den englischen Interessen übereinstimmt, dann sind von ihm verhängte Sanktionen dasselbe wie ein Kreuzzug.

Wir haben die christliche Einstellung des Völkerbundes in der Vergangenheit jedenfalls recht häufig vermißt. Sanktion kommt her vom lateinischen „sanctus“, d. i. „heilig“, „geheiligt“. Die beim Ruhreintritt von den Franzosen angewendeten Kampfmaßnahmen gegen eine wehrlose Bevölkerung wurden auch als Sanktionen bezeichnet. Eine ärgere Verhöhnung ist noch nicht erlebt worden. Als sich im Ruhrgebiet im Anschluß an den Rapp-Putsch eine rote Armee gebildet hatte, die Leben und Eigentum der Bürger bedrohte, und die bewaffnete Macht gegen sie ins Feld geführt werden mußte, da besetzte Frankreich wie zum Hohn die Stadt Frankfurt a. M. Auch das galt als Sanktion, genau so wie der Einmarsch in Düsseldorf, Duisburg und Ruhrort als Antwort auf die Weigerung Deutschlands, seine Unterschrift unter neue Tributverpflichtungen zu setzen, von denen feststand, daß es sie nicht erfüllen konnte.

Wenn schon der Völkerbund als Friedensretter auftreten wollte, so hätten ihm die Vorgänge im deutschen Memelland Grund genug dazu geboten. Was könnte dort nicht im Geiste der Worte des englischen Kirchenfürsten geschehen! Eist und Tücke der litauischen Regierung haben es nicht verhindern können, daß die deutschen Volksgenossen an der Memel wiederum ein überwältigendes Bekenntnis zu ihrem Deutschtum ablegten. Jetzt muß endlich ganze Arbeit gemacht werden. Das Memelstatut muß in vollem Umfange wiederhergestellt werden. Wenn die Litauer bisher das Memelstatut verletzten und daraufhin zur Ordnung gerufen wurden, haben sie doch jedesmal ein Stück Boden gewonnen. Sie sind damit der völligen Einverleibung Schritt um Schritt nähergekommen. Dieses Spiel muß aufhören. Nicht nur die früheren Übergriffe haben die litauische Machthaber wiedergutzumachen, sondern auch für die Zukunft Sicherheiten für eine wirklich loyale Achtung der Vertragsrechte zu geben. Wenn irgendwo, dann wären hier notfalls „Sanktionen“ im eigentlichen Sinne des Wortes angebracht.

Aber davon ist nichts zu hören. Dazu schweigt der Völkerbund. Er leidet eben an seinem Geburtsfehler, das ist seine Verkoppelung mit dem Versailler Vertrag. Aus der bloßen Interessengemeinschaft einer Reihe von Staaten zur Wahrung ihres Besitzstandes, wie es jetzt der Völkerbund ist, müßte erst noch ein europäischer Gerichtshof werden, mit dem Bestreben, die natürliche Entwicklung im Völkerleben nicht aufzuhalten, sondern, im Gegenteil, verständnisvoll zu fördern und damit gerade in geordnete Bahnen zu leiten. Das wäre das sicherste Mittel, um neuen politischen Katastrophen vorzubeugen und jetzt der Friedensretter zu sein.

Bei der jüngsten Waffe der deutschen Wehrmacht

Gefechtsübung einer Panzerabwehrtruppe

Mit sechs Aufnahmen von Major a. D. Lanmann, Kassel



Panzerabwehr-Kompanie auf dem Marsche

Motorisierte Panzerabwehr-Kompanien, in der Armee eine junge Waffe, für uns alte Soldaten ganz etwas Neues, so daß es mir zur besonderen Freude gereichte, kürzlich als Zuschauer an der Übung einer solchen Panzerabwehr-Kompanie teilnehmen zu können.

Bevor ich auf den Verlauf eingehe, seien kurz einige Bemerkun-

gen über die Frage der Tankabwehr im allgemeinen vorausgeschickt. — Der Erfolg der Tanks, deren ständige Weiterentwicklung überall im Ausland in den Jahren nach dem Kriege dauernd gefördert worden ist, beruht vor allem auf ihrer Unverletzbarkeit. Die Panzerung ist so stark, daß Infanteriegeschosse sie nicht durchschlagen können, und mit Artillerie, deren Geschosse alle eine gewisse gewölbte Flugbahn haben, sind sie mit Volltreffern infolge ihrer Geschwindigkeit kaum zu fassen.

Bei dem ewigen Kampf zwischen Panzer und Geschos kam es unter diesen Umständen darauf an, eine Waffe herzustellen, deren Geschosse Stahlplatten durchschlagen können und damit eine sogenannte „panzerbrechende Wirkung“ haben. Eine solche Waffe muß ferner eine so rasante d. h. gestreckte Geschosbahn haben, daß die Tanks auch bei schneller Vorwärtsbewegung gefaßt werden. Es handelt sich bei dieser neuen Waffe um große, sogenannte überschwere Maschinengewehre und ferner um Kanonen von kleinem Kaliber. Die von dem französischen Kommandanten Ferré in der Revue d'infanterie veröffentlichte Zusammenstellung gibt den Lesern ein gutes Bild. Der französische Offizier unterscheidet:

1. Ueberschwere Gewehre, Kaliber 20 mm, Gewicht 38 kg; durchschlägt auf 500 m Panzerung von 15 bis 16 mm.
2. Ueberschwere Maschinengewehre,
 - a) Kaliber 13 mm, Gewicht 110 bis 130 kg; durchschlägt auf 500 m Panzerung von 15 bis 16 mm.

- b) Kaliber 20 mm, Gewicht 150 bis 170 kg; durchschlägt auf 500 m Panzerung von 20 mm.

3. Abwehrkanonen,

- a) Kaliber 3,1 bis 4 cm, Gewicht 200 kg; durchschlägt auf 500 m Panzerung von 20 bis 25 mm, auf 1000 m solche von 15 bis 16 mm.

- b) Kaliber 4,4 bis 4,7 cm, Gewicht 250 bis 300 kg; durchschlägt auf 500 m Panzerung von 40 mm, auf 1000 m solche von 25 mm.

Hieraus ergibt sich, daß man in Frankreich ebenso wie den Tanks selber so auch den Waffen zu ihrer Bekämpfung sehr große Bedeutung beimißt.



Panzerabwehr-Geschütz am Dorfeingang



Panzerabwehr-Geschütz als Anhänger an einem Personenwagen, der die Bedienungsmannschaft befördert

Die Aufgaben der Tankabwehrwaffen sind verschieden bei einer Truppe, die sich im Vormarsch befindet sowie im Gefecht selber. Bei letzterem haben sie die angreifenden Tanks rechtzeitig und überraschend unter Feuer zu nehmen und deren Eindringen in die eigene Stellung zu verhindern. Beim Vormarsch fällt ihnen die Aufgabe zu, motorisierende Feindaufklärung, die vor allem aus Straßenpanzerwagen besteht, gegen Front und Flanke der eigenen Truppe abzuwehren.

Bei der Übung, an der ich als Zuschauer teilnahm, handelte es sich um letztere Aufgabe, eine Sperrübung gegen aufklärende Straßenpanzerwagen. Zunächst erfolgte Bekanntgabe der Kriegslage und sodann Bereitstellung in einer Ortschaft, wobei sofort die Maschinengewehre den Fliegerschuß übernahmen, während die Fahrzeuge gegen Sicht getarnt wurden. Die an den Ortsausgang vorgeschobene Sicherung war natürlich sofort von der zahlreichen Dorfsjugend umringt, die ihrerseits „die Kriegslage“ eifrig erörterte. Doch der Halt im

Dorf dauerte nicht lange. Auf Grund der eingehenden Meldungen ging es bald weiter, und die Truppe brauste in schnellem Tempo nach vorn zur Besetzung des zugewiesenen Abschnittes. Hierbei hüllte eine dichte Staub-

Ruhe und Besonnenheit gewähren gegen Anfall Sicherheit!

Unter der Lupe

Gelsenkirchen, den 25. Oktober 1935.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Die Herbstfahrt geht auf Allerseelen und auf den Totensonntag zu; damit geht es denn auch so langsam in den Winter. In diesen Tagen der Bestimmtheit wird dem Menschen das Werden und Vergehen recht eindringlich vor Augen geführt, mag der Mensch alt oder jung sein. Junge Menschen können sterben, alte Menschen müssen sterben; vergessen wird keiner!

Die letzten Blätter reißt der Sturm zur Erde, In der nach eines großen Geistes Stirb und Werde Die Toten unter kühlem Regen ruh'n. Wenn wir in dieser Zeit die Schritte dahin lenken, Um still in Wehmut unsrer Lieben zu gedenken, Ruht unser Schaffen auch und unser Tun.

Wo durch des Friedhofsdüster helle Kerzen flammen, Ruht arm und reich in Frieden, eng zusammen, Und Chrysanthenen, die von uns gebracht Den Lieben, weil sie unvergessen sind, sie leuchten, Damit sie uns den Weg zu ihren Hügeln zeigten Und um zu mildern dunkle Todesnacht.

Wenn wir an uns'ren Gräbern ernst und sinnend stehen, Wo welke Blätter über Kranz und Hügel wehen; — Das ist das Leben, wie es kommt und geht. — Hier müssen wir uns Kinder eines Vaters nennen Und ohne Unterschied zu einem Gott bekennen, — Woran man sonst oft deutelt oder dreht.

Wo hoch und niedrig in derselben Trauer weinen, Wo flackernd weiße Kerzen über Gräber scheinen, Da wohnt der Friede, der uns alle eint. Es streicheln mir durchs schütterere Haar Novemberwinde, Mich mahnend, daß auch ich hier einmal Ruhe finde, Und daß man auch um mich hier einmal weint.

Noch schlägt das Herz! — noch sitz' ich an des Lebens Tischchen; Ein gnädiges Geschid mag Freud' und Leid mir mischen, Ich nehme wie es kommt, und winkt der Tod, — Ich will ihm lächelnd wiederwinken und nicht klagen; Von diesem Leben dankbar scheiden, ohne Jagen, Vertrauend auf den einen guten Gott.

Er wird mich wiedernehmen, wie er mich geschaffen, Von seiner Erde Gütern konnt' ich nichts erraffen, Und doch war dieser Kampf ums Leben schön. Nur eine Bitte möge Gott mir dann gewähren, Daß meine Augen, eh' sich öffnen jene Sphären, Noch einmal Deutschlands neue Jugend seh'n.

Es mag etwas eigenartig klingen, wenn einen Menschen angesichts des Todes und der Gräber der Gedanke an die Jugend befällt. Und doch liegt das nahe. Wo kämen wir hin, wenn wir in unfruchtbarer Trauer um die Toten resigniert das Leben verweinen wollten? Wo wäre Deutschland hingelommen, wenn nicht unsere Jugend in der Zeit der größten Not mutig den Weg zu einem neuen Leben beschritten hätte?

Wie aus dem Vergehen und großen Sterben in der Natur, so lange die Welt sich drehen wird, ein wundervoller Frühling sich nach ewigen Gesetzen entwidelt, so werden Menschen sterben und geboren werden. Wer sich mit diesem Naturgesetz nicht abzufinden vermag, wer um sein bißchen Leben das Große überfieht, der steht nicht mitten drin in diesem Leben, das über ihn hinwegschreitet.

Ist es nicht eine wundersame Zeit, in der wir leben? Man komme doch nicht mit ewiger Nörgerei und unfruchtbarer Kritik an allem, was geschieht. Es kommt nicht darauf an, wie es sein könnte, sondern daß wir alle Hand anlegen und helfen, um neu aufzubauen, wie es sein muß und werden muß. Es ist ganz sicher besser, auch nur an einer Stelle tatkräftig zuzugreifen, als an allen herumzukritisieren. Aus dem, was tot ist, es soll uns keiner das Gedenken an Großes und Gutes verunglimpfen, soll neues Leben blühen; und dieses neue Leben blüht!

Ist es nicht etwas Wunderbares, daß unsere Zeit mit Freuden zur praktischen Nächstenliebe schreitet, ohne Dogmen und Gebote, nur das vornehmste Gebot des Christentums, „Liebe Deinen Nächsten“, verwirklichend, während sich viele von

wolke — es hatte wochenlang nicht geregnet — alles ein, so daß ich an Fahren wie in dunkler Nacht erinnert wurde, nur daß keine Lampen von 25 Ampere die Straßen aufhellen konnten, sondern die Wagenführer mit äußerster Aufmerksamkeit nach vorn spähen mußten, um nicht plötzlich auf den Vordermann aufzufahren.

Nach der Ankunft in dem zugewiesenen Abschnitt wurde sofort die Stellung im Näheren erkundet, wobei die Unterführer, denen man den Eifer anmerkte, Selbständigkeit und Umsicht bewiesen. Die einzelnen Geschütze wurden unter Ausnutzung des Geländes sowie der Sträucher und niedrigen Tannen sorgfältig getarnt, wie die Leser aus den beigefügten Bildern ersehen. Die Entfernungen wurden festgelegt, die Beobachter suchten mit Ferngläsern die Gegend ab, wobei die wahrscheinlichen Anmarschstraßen besonders aufmerksam überwacht wurden.



Panzerabwehr-Geschütz, völlig getarnt

Bei dem folgenden Gefechtsabschnitt hatte ich Gelegenheit, zur Gegenseite hinüberzufahren und mich über die Lage beim Angreifer zu unterrichten. Bei der Rückfahrt suchte ich das Gelände ab und, obwohl ich wußte, wie die Truppe verteidigt war, konnte ich auch mit dem Glase nichts bemerken; es war, wie gesagt, alles sehr gut getarnt. Dadurch gelang es, die herankommenden Straßenpanzerwagen überraschend unter Feuer zu nehmen, wobei es besonders günstig war, daß zwei der Panzerwagen des Gegners, die an einer Stelle nicht weitergekommen waren, seitwärts ausbogen und dadurch die Flanke boten, also ein besonders günstiges und breites Ziel. Der Verlauf der Übung war sehr interessant und bot auch dadurch ein ganz neuzeitliches Bild, daß die Waffe völlig motorisiert war und Pferde in keiner Weise Verwendung fanden. Die Kampfhandlung spielte sich in außerordentlich kurzer Zeit ab, so daß bei dieser neuen Waffe die Führer aller Grade sehr schnell in ihrem Entschluß sein müssen, ferner aber auch jeder einzelne Mann der Bedienung seine Obliegenheiten nicht nur sicher, sondern auch außerordentlich rasch versehen muß.

Zur Beherrschung dieses Dienstes im Gelände ist fraglos sorgfältigste Ausbildung Vorbedingung. Nach der Übung hatte ich Gelegenheit, in der Kaserne in Niederzwehren hierüber einen Einblick gewinnen.

Statt der Pferde alles nur motorisierte Fahrzeuge, die in mehreren Schuppen kompanieweise verteilt untergebracht sind. Diese motorisierte Truppe verlangt zunächst sorgfältige Fahrausbildung sowie technische

Kenntnisse. Andererseits muß der Dienst bei ihr für diejenigen jungen Leute, die mit Motorrad und Auto umzugehen wissen, eine besondere Freude sein. Der Rundgang führte auch in die verschiedenen Werkstätten — die Truppe macht alle kleineren Instandsetzungen selbst — überall herrschte reges Leben.

Mit der technischen und Fahrausbildung geht solche im Schießen mit Karabiner und Geschütz Hand in Hand. Letztere nur im Gelände vorzunehmen, würde es an Gelegenheit fehlen. Eine vorzügliche Vorübung bieten die Kleinkaliberschießstände, wo infolge der entsprechend kleineren Scheiben sich ein gutes Bild von den Fortschritten und der Schießfertigkeit jedes einzelnen gewinnen läßt.

Es folgte ein Blick in die Küche. Man sah, es wurde gut für die Soldaten gesorgt, zum Mittag gab es Frikadellen, Erbsen, Karotten und Salzkartoffeln. Dann ging's durch die Kompaniereviere. In den Mannschaftsstuben ist manches wohnlischer geworden als früher, z. B. Linoleum statt des früheren unbestrichenen Holzfußbodens; auch sieht man über den Betten kleine Bilder sowie Preise von Sportwettkämpfen wie „Waldecker Kampfspiele“ u. a. Ferner hat jede Stube ihren Namen nach bekannten Männern des Weltkrieges und der Wehrmacht. Das Traditionszimmer, in dem auch kürzlich erlangene Preise aufbewahrt werden, beweist, daß die Erinnerung an die alte Armee gepflegt und gleichzeitig zielbewußt in der Gegenwart und für die Zukunft gearbeitet wird.



Panzerabwehr-Geschütz, nach vorn gut getarnt (von der Seite gesehen)



Panzerabwehr-Geschütz, ungetarnt

Sauberkeit von frühster Jugend — ist des Menschen schönste Tugend!

denen, die das Gebot seit 2000 Jahren predigten, damit beschäftigen, Wortklaubeieren zu treiben und um „Worte trefflich zu streiten.“ Es ist, als wenn bei einer Feuersbrunst die Feuerwehrleute streiten, aus welchem Brunnen das Wasser genommen werden soll und währenddessen die Nachbarschaft aus ihrem Brunnen Wasser schöpft und Hand anlegt. Die wahrhafte freiwillige Nächstenliebe ist gewedt worden.

Als vor zwei Jahren der Nationalsozialismus den Eintopf-Sonntag einführte, hatten so viele „Freunde“ des Dritten Reiches nur ein spöttisches Lächeln für die neue Einrichtung. Mit billigen Witzen und geistreichenden Bemerkungen glaubte man die „neue Tischordnung der Nazis“ abtun zu können. Sie haben sich geirrt, diese Abseitsstehenden. Der Eintopf-Sonntag ist zum Volksbrauch geworden, dem sich kaum noch ein Deutscher entzieht. Fast ist es so, als wollten manche Leute Versäumtes nachholen, denn der erste Eintopf-Sonntag hat ein glänzendes Ergebnis gehabt. Fragen Sie mal die Sammler! In den meisten Familien liegt das Geld schon bereit und wird gerne und mit Freuden gegeben und — abgeholt. Das Abholen der Spende macht eben jetzt auch Freude. Nicht, wie man einem lästigen Bettler gibt, wollen wir geben, — mit dem Gedanken, den lästigen Bittsteller auf schnellstem Wege los zu werden — nein, der bedürftige Volksgenosse muß fühlen, daß an unserer Hilfe das warme Opfer des blutsverwandten Kameraden haftet, den nicht Mitleid zum Geben veranlaßt, der vielmehr Schulter an Schulter mit dem Empfänger der Gabe gemeinschaftliche Not niederkämpfen will.

Das ist der tiefste Sinn des ganzen Winterhilfswerkes, daß wir ein wirkliches Opfer bringen, damit alle Betreuten dieser praktischen Nächstenliebe das sichere Gefühl haben: Wir stehen nicht allein! Sie würden alle lieber selbst geben als nehmen, wenigstens haben sie das Gefühl, daß ein ganzes Heer von Brüdern und Schwestern zu ihnen steht und sie stützt und ihnen hilft, mit ihnen zusammen zur lichten Höhe einer besseren Zeit hinauszuschreiten.

An den Tagen, an denen wir der Toten gedenken, können wir das am besten, wenn wir den Lebenden helfen. Wenn wir das tun, so geht eine herrliche Saat aus dem Vergehen auf, die hundertzählige Frucht trägt. Unsere deutsche Jugend, mit allen Unterteilungen im neuen Deutschland vereinigt, sie wird die Frucht zur Reife bringen, deren Samen jetzt schon aufgeht. Die aber, die sich diesem Geschehen noch immer entgegenstemmen und aus der Trauer nicht herauskommen, stehen nicht im Leben, das sie beiseite schieben wird. Denn so einfältig kann kein Mensch sein, ob er trauert oder Unkraut säen möchte,

daß er nicht sieht, daß die Welle des jungen Deutschlands nicht aufzuhalten ist. Das ist der sieghafte Frühling nach dem Sterben und Vergehen einer überlebten Zeit.

Der Tod macht alle gleich, im Totenhemd sind keine Taschen. Wer der Not unserer darbedenden lebenden Volksgenossen gedenkt und Opfer für sie bringt, der steht im Leben und wird dem Gedenken der Toten am meisten gerecht.

Ich bin mit freundlichem Glückauf und Heil Hitler! Ihr

Heinrich Sandtrahl.

Die beste Arznei

Zu dem berühmten Arzt Dr. Hufeland kam einmal ein dicker Mann, der über alle möglichen Beschwerden klagte.

Hufeland untersuchte ihn, fragte ihn nach seiner Lebensweise und erfuhr, daß der Kranke, ein reicher Rentner, fast ausschließlich von teuren und schwer verdaulichen Delikatessen lebte.

„Was empfehlen Sie mir gegen mein Leiden?“ fragte der Reiche wehleidig.

„Da gibt es nur ein Mittel“, rief Hufeland, „leben Sie täglich von zwei Mark — und verdienen Sie diese selbst!“

Der Patient ging empört davon und blieb krank.

Der Irrtum

Der Sänger sang mit ungeheurem Pathos das neueste Rheinlied. Ein Gast weinte. Nach beendetem Gesang schritt der Sänger, von Beifall umbrandet, auf den Weinenden zu:

„Sind Sie Rheinländer?“

„Nein“, wimmerte herzzerreißend der Mann, „aber ich bin Musiker.“

Am Ende des Monats

„Sie sagen, mit Ihrem Gehalt kommen Sie nicht weit?“

„Nur bis auf den Korridor; da steht meine Frau schon, um es in Empfang zu nehmen!“

Aus dem Gerichtssaal

Richter: „Zehn Jahre Zuchthaus. Das Urteil ist also rechtskräftig!“

Gauner: „Ja, recht kräftig ist's . . .“

Sechshundert Meter unter der Erde

Bericht von H. K o p a g, kaufmännischem Lehrling der Rheinisch-Westfälischen Werkwohnungs-A.-G., über die Grubenfahrt der Unterstufe der kaufmännischen Lehrlinge auf der Schachtanlage Pluto-Wilhelm in Wanne

Am 16. September laugen wir, zehn kaufmännische Lehrlinge aus der Werksschule des Schalker Vereins, um 8 Uhr vor der Schachttanlage Pluto-Wilhelm an, und stehen etwas später schon dem Betriebsführer der Zeche gegenüber. Herr W e n d t erklärt uns durch Zeichnungen das Grubenbild. Er zeigt uns die Einteilung der Schachtanlage in Sohlen, Reviere und Abteilungen, die Lage der verschiedenen Flöze, ihre Ausnutzung, Größe und Bezeichnung. Nach diesem Vorwort und einigen unerlässlichen Verhaltensmaßregeln geht's zum Umziehen. Der Bademeister weist jedem von uns ein Spind an, und im Nu haben wir unsere Kleider mit einem Arbeitsanzug gewechselt. Als dann jeder eine Lederkappe und Lampe hat, fühlen wir uns ganz als junge Kumpels, und in Begleitung des Betriebsinspektors B o r g m a n n nehmen wir zunächst eine Besichtigung der wichtigsten Anlagen über Tage vor.

Wir staunen über die riesigen Preßluftmaschinen, die uns Herr Borgmann erklärt, und tun dann einen Blick in die sehr wichtige Tätigkeit des Fördermaschinenisten. Ruhig und aufmerksam erfüllt dieser Mann seine verantwortungsvolle Pflicht, und nur die Glockenzeichen übertönen in kurzen Abständen das Gestampfe der Maschinen.

Dann haben wir unsere erste Begegnung mit dem Kumpel und seiner Kohle. Gesicht und Arme vom Kohlenstaub geschwärzt, stehen sich die jungen Bergleute an der Lesebank gegenüber, und ihre Hände gleiten so geschickt über das schwarze laufende Band und sortieren die Kohlenbrocken, daß man ihnen kaum folgen kann. Wir zwingen uns an vollbepackten Wagen vorbei, und scharfe, kurze Glockenzeichen lassen erkennen, daß wir vor dem Förderforb stehen. Man staunt über den gewaltigen Betrieb, der hier herrscht. Wagen um Wagen rollt an und verschwindet im Korb, während auf der anderen Seite die aus dem Schacht kommenden vollen Wagen ganz selbständig weiterbefördert werden. „2300 Tonnen fördern wir täglich“, erklärt der Betriebsinspektor, und während wir versuchen, uns diese Menge vorzustellen, stehen wir auch schon im Korb. Ein Glockenzeichen, es geht nach unten. Ein eigenartiges Gefühl überkommt uns; sechs Meter fallen wir in jeder Sekunde, und ehe einer daran denkt, stehen wir, noch ein wenig benommen von der Fahrt, auf der sechsten Sohle. „594 Meter unter Rasenhängebank“, wie eine Tafel bekannt gibt.

Das ist ein Bergwerk! Hell erleuchtete, gewölbeartig ausgemauerte hohe, breite Gänge erstrecken sich nach allen Richtungen. Wie anders hatten wir uns das vorgestellt. Unser Führer gibt nochmals genaue Verhaltensmaßregeln, dann tappen wir im Gängemarsch los. Nicht lange, denn plötzlich steht eine kleine, elektrisch getriebene Maschine und mehrere Kohlenwagen da. Wir klettern vorsichtig hinein, und dann geht es in langer, schneller Fahrt, vorbei an Querschlägen und dunklen Stollen, nach Osten. „Wir wollen eine neu in Betrieb genommene Brechanlage besichtigen“, sagt der Betriebsführer, und ein Maschinenrumpel sagt uns, daß wir angelangt sein müssen. Mit einem Ruck, daß die Wagen hart aneinanderschlagen, steht unser kleiner Zug. Vorsichtig verlassen wir unser Beförderungsmittel und haben nun in nächster Nähe die Brechmaschine vor uns. „Das zum Abbauen benötigte Gestein wird in Wagen

herangefahren und kommt in diese Maschine, die es auf 80 Millimeter Korn bricht“, hören wir Herrn Borgmann sagen, der dann eine Erklärung über diese Anlage gibt. Mit den gebrochenen Steinen werden dann die abgebauten Flöze „zugekippt“.

Wir tappen weiter. Unsere Lampe tut gute Dienste, denn in diesen dunklen, niedrigen Gängen stolpert man leicht. In einem Blindschacht fahren wir zur siebten, der tiefsten Sohle auf Pluto-Wilhelm hinunter, wo uns der Steiger des Reviers, Herr S p e c h t, erwartet. Doch da sich nun unser Magen bemerkbar macht, wird erst „gebuttert“. Auf langen Risten machen wir es uns in einem langen Querschlag bequem, und nach den Anstrengungen schmeckt es allen doppelt so gut. Von Herrn Specht erfahren wir, daß wir dem Kumpel vor der Kohle einen Besuch machen wollen, und nach kurzer Zeit geht es im Gängemarsch weiter, diesmal nach Westen zu den Abteilungen 2, 3, 4 und 5. Unterwegs werfen wir einen Blick in einen Umformerraum, wo der in die Grube geleitete 5000 Volt starke Strom auf 220 Volt umgespannt wird.

Weiter geht es am Flöz „Ernestine“ vorbei, das demnächst in Angriff genommen werden soll. Wir warten auf den Augenblick, da wir mit dem Hauer Bekanntschaft machen sollen. In einem Fließband, bepackt mit Kohlenbrocken, machen wir halt. Wir sind hier an dem ziemlich ergiebigen Flöz Karl“, sagt Steiger Specht, dann krabbeln wir, die Lampe im Knopfloch, das in 45 Grad aufsteigende Flöz hintereinander hoch. Es ist eine schwierige Kletterpartie; von Stempel zu Stempel geht es langsam höher, und wir merken gar nicht, daß es Schweiß kostet, bis wir bei dem Hauer anlangen. Unter „Glückauf“ wird ebenso freundlich von einem Schwarzen, mit Kohlenstaub dick bedeckten Kumpel beantwortet, der in gebückter Haltung, vor sich den Luit-hammer, mühsam sein Brot verdient. Knatternd bohrt sich der Hammer in die glänzende Kohle. Stück für Stück löst sich aus der Schicht und rollt hinunter auf das Fließband. Stundenlang kann man dieser Arbeit zuhauen. Der Hauer, der in jeder Schicht vier Tonnen Kohlen liefern muß, versteht keine Aufsahe. Lachend überläßt er uns für einen Augenblick den Hammer, doch die Ergebnisse unserer Anstrengung sind kümmerlich.

„Fertigmachen zum Abstieg!“ ruft Steiger Specht, dann machen wir eine lange Rutschpartie, kommen aber mit heiler Haut unten an. Hier verabschieden wir uns von Herrn Specht, besteigen wieder einige Kohlenwagen, und in langer Fahrt geht es zum Schacht zurück. Nach wenigen Augenblicken grüßen wir das Tageslicht und verlassen, befreit aufatmend, den Förderturm.

Mit einem „Glückauf“ bedanken wir uns bei den Herren Betriebsführer W e n d t und Betriebsinspektor B o r g m a n n und verlassen nach einer gründlichen Reinigung die Schachtanlage. Nur die dunklen Augenränder verraten, wo wir die letzten Stunden verbracht haben.

Diese Besichtigung hat auf uns einen tiefen Eindruck gemacht, und nie hätten wir den Bergmann, seine gefährliche Beschäftigung und seinen Beruf so verstehen gelernt, wenn wir diese Grubenfahrt nicht gemacht hätten.



Zehn kaufmännische Lehrlinge fahren auf der Schachtanlage Holland in Wattencheid ein

Kameradschaftsausflug der Gefolgschaft des chem. Laboratoriums

Schon lange hatten wir den Wunsch, einen Ausflug unserer Gefolgschaft zu machen, um uns außerhalb des Betriebes näher kennenzulernen zur Pflege echter Kameradschaft und Volksgemeinschaft. Da es durch besondere Umstände nicht möglich gewesen war, in der schönen Sommerzeit zu gehen, hatte man sich entschlossen, am 19. Oktober einen gemeinsamen Spaziergang zum Waldhaus (Nienhauer Busch) zu machen.

Pünktlich um 16 Uhr trafen wir uns am Hauptbahnhof, und in Marschordnung ging's dem Ziele entgegen, durch unsere beiden Stadtgartenteile, die sich wunderschön in ihrer herbstlichen Pracht präsentierten. Ein schönes Bild, das Grün hatte sich herbstlich in Gelb und Rotbraun gefärbt. Ab und zu durchbrach die Sonne die schwarze Wolkenschicht und erheiterte mit ihrem herbstlichen Schein unsere Gemüter. Durch unsere schönen Grünanlagen außerhalb des Großstadtlebens gelangten wir bald ins schön gelegene Waldhäuschen. Man sah, daß hier mit viel Geschick vorgearbeitet war, denn der schön gedeckte Tisch lud uns zu einem gemütlichen Kaffeestündchen ein. — In

kurzen und markigen Worten sprach der Führer des Betriebes, Herr C h e j -chemiker Neuhäuser, über Zweck und Ziele des Beisammenseins, worauf im Auftrag der Gefolgschaft Berufskamerad R. K e i m a n n Herrn Chefchemiker Neuhäuser für seine Worte herzlich dankte.



gegangen ist. Es wird jedem klar gewesen sein, daß wir mit solchen Veranstaltungen den Weg eingeschlagen haben, den der Führer uns zeigt.

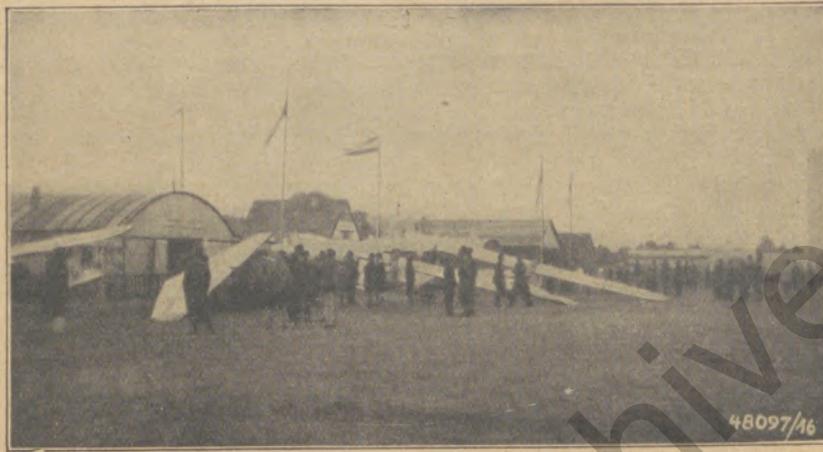
Nach ein paar ganz gemütlichen Stunden folgten wir einer Einladung zur Regelbahn in der Bismardhalle, wo man sich schnell in zwei Gruppen, Labor und Stampfbude, teilte, worauf der Wettstreit im Regelschießen begann. Es war eine wahre Freude, wie die Nichtregler die ausgefeilten Regler niederzwingen. Nach getaner Arbeit war eine Würstchenpause recht willkommen. Die Stunden gingen allen zu schnell dahin, denn inzwischen waren alle eine große Familie. Vorgelegte und Untergebene haben sich gefunden in wirklicher Volksgemeinschaft, und ich glaube, daß wohl jeder befriedigt nach Hause

Fahrt der Schlosserklasse M 2 durchs schöne Münsterland

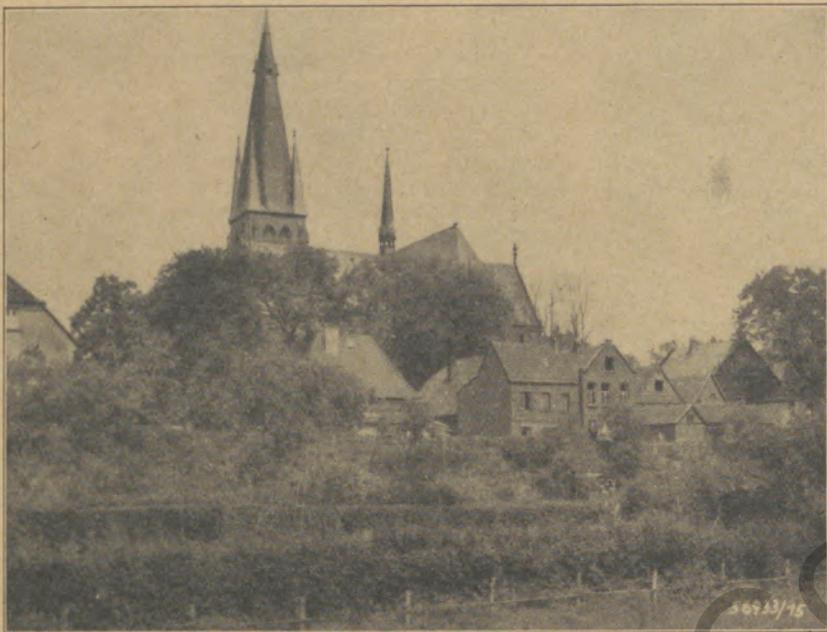
Von Schlosserlehrling Herbert Stein

Wohlauf in Gottes schöne Welt, lebe wohl, ade!
Die Luft ist blau und grün das Feld, lebe wohl, ade.
Die Berge glühn wie Edelstein, ich wandre mit dem Sonnenschein.
Trallala, ins weite Land hinein.

Mit dem Liede „Wir wollen zu Land ausfahren“ startete die Schlosserklasse M 2 am 8. Oktober bei herrlichem Sonnenschein zur Fahrt nach Haltern. Bei bester Laune gelangten wir bald zum Rhein-Herne-Kanal in Wanne, in dessen Nähe die Wanderstrecke 4 des S.W. anfängt. Ihr folgend, quer durch den Katzenbusch, am stattlichen Hertener Gemeindehaus vorbei, das inmitten eines herrlichen Buchenwäldchens liegt, kamen wir bald in Recklinghausen an, wo wir eine große Sonnenuhr und auf dem Ringwall eine alte Kanone sahen. Weiter ging's zum Kennberg, der uns nur noch eine kleine Strecke von unserem Ziele trennte. Hier machten wir die erste Rast. Die Räder wurden schnell beiseite gestellt, und in kurzer Zeit konnte man beobachten, wie jeder emsig dabei war, seinen Brotbeutel um eine mächtige Elle zu erleichtern. Nach einer guten halben Stunde brachen wir wieder auf, und fort ging's mit vollen Segeln. Außer einigen eleganten Stürzen in hohem Bogen in den Sand der einsamen Heidewege und einer Panne unseres Lehrers, die aber von einigen flinken Händen bald behoben war, verlief die Fahrt zur vollsten Zufriedenheit aller. Früher ein unbedeutendes Städtchen im Kreise Coesfeld, wurde Haltern



Vor den Flugzeughallen des Flugplatzes Borkenberge



Alt-Haltern

Foto: B. Haffemeier

durch die seit 1899 erfolgten Ausgrabungen, die ungeahnte Funde aus der römischen und germanischen Vorzeit zutage förderten, im In- und Auslande bekannt. Weit mehr noch schätzt der Naturfreund und erholungsuchende Bewohner des Industriegebietes Haltern und seine Umgebung

wegen der ausgedehnten Wälder und Heide, die mit ihren Reizen selbst das verwöhnteste Auge befriedigen. Nur noch eine kurze Weile und wir standen im „Römisch-Germanischen Museum“. Mit Erläuterungen aus frühesten Steinzeit begann der Museumsleiter und führte uns Schritt für Schritt, auf Bilder und Funde zeigend, bis in die Zeit des Germanentums, wie wir es kennen. Es ist erstaunlich, wenn man bedenkt, welche unsägliche Geduld, Mühe und Kraftanstrengungen die Germanen aufbringen mußten, um ihr Werkzeug herzustellen oder Löcher in das Werkzeug hineinzukrahen und zu schaben. Zuletzt sahen wir noch zwei übermenschlich große Germanen, wovon der eine in römischen Diensten stand, was man an der Kleidung sehen konnte. Neben vielerlei germanischen Waffen, Spangen, Bronzegefäßen, sahen wir noch alte Webstühle, Spinnräder und einen Töpferofen aus jener Zeit.

Dann machten wir uns fertig, um zum Segelfliegerlager in den Borkenbergen zu fahren. Nachdem wir uns Einlaß zu dem Gelände verschafft hatten, erklärte sich ein Fluglehrer bereit, unsere neugierigen Fragen über Flugzeugtypen, Kunstflüge und Benennungen der Arten von Kunstflügen zu beantworten. Zugleich hatten wir auch das Glück, einige Starts mit „Jünglingen“, mit denen Flugschüler ihre Vorflüge zur A-Prüfung machten, mitzuerleben. Die Zeit verging im Nu und bald mußten wir an den Heimweg denken. Da bei dem sehr starken Gegenwind die Zeit schon zu weit vorgeschritten war, lehnte es unser Lehrer ab, auch den Rückweg auf Wanderstrecken zu fahren. So wählten wir den Weg von Haltern über Marl und Buer zu unserer Heimatstadt, der Stadt der tausend Feuer und rauchenden Schloten. An einer Pumpe wurde noch einmal ordentlich der Durst gelöscht und dann ging's weiter zu dem auf halber Strecke des Weges von Haltern nach Marl liegenden Ehrenmal des Freiheits- und Kämpfers Albert Leo Schlageters, Ludwig Knickmann. In dieser Stelle wurde er, der sein Leben für sein Volk und Vaterland hergab, 1923 von Belgiern erschossen. Nach einigen Minuten stillen Gedankens ging die Fahrt weiter. Gegen 8 Uhr kamen wir glücklich und wohlbehalten in Gelsenkirchen an. Am nächsten Morgen waren wir dann alle wieder frisch und fröhlich bei unserer Arbeit in der Werkstatt.

Aus des Bergmanns Sagenwelt

Das deutsche Märchen. Wir kennen und lieben es. Zaubernd schreitet es durch Wälder und Felder, über Quellen und Felsen. Wo es hinkommt, wird alles lebendig. Geheimnisvolle, seltsame Gestalten erscheinen; liebe und böse, in magisches Licht getaucht. Wir können uns dem Zauber dieser Wunderwelt nicht entziehen.

Ist das Märchen auch durch die dunklen Gänge des Bergwerks geschritten? Gewiß. Das Dunkel der Stollen und Klüfte zieht es ebenso an wie das Dickicht des Waldes. Wer im Erzbergbau des Harzes und Oberschlesiens Bescheid weiß, dem sind die Gestalten des Berggeistes, Bergmönchs, Benedigers, vertraut. Der Bergbau unserer Gegend ist freilich zu jung, zu prosaisch, zu modern, als daß das Märchen sich dort wohlfühlen könnte. Aber dort in Westfalen, wo er alt und bodenständig ist, im Erzbergbau des Sauerlandes und Kohlenbergbau an den Hängen der Ruhrberge, in dem Kleinbetrieb des Stollenbaues, da lebt auch das Bergmännchen; und betagte Knappen wissen noch allerlei Wunderliches davon zu erzählen. „Der Bergmann weist dort, wo Gnom und Elfen haufen.“

Ein klein wenig jener Märchen- und Sagenwelt hat sich in den modernen Bergbau hinübergerettet. Welcher Bergmann hat noch nichts vom Berggeist gehört? Er ist der geheimnisvolle Gebieter der Erde. Mit grauem Bart, langem Mantel und silberner Lampe taucht er je und dann auf. Er gilt oft als Freund und Helfer des Bergmannes; auch als Warner vor Steinfall und bösen Wettern. „Der Rasper spukt“, sagt man, wenn das Gestein knistert und zusammenzubrechen droht. In verlassenen Gängen ist es nicht geheuer; da haust der „alte Mann“. Auf einer Felswand sah man vor Jahren in einem leeren Bau eine weiße Gestalt mit abwehrnder Hand. Da wagte niemand mehr den Bau zu betreten. An der Ruhr soll der Berggeist einmal einem jungen Hauer erschienen sein, der viel Unglück gehabt hatte und in seiner Verbitterung dem Teufel seine Seele verschreiben wollte. Das „Grubenmännchen“ — so wird er hier genannt — aber bewahrte ihn davor und erbot sich ihm zu helfen, wenn er ihm nach jedem Lohn- tage einen Heller hinterlegte und über seine Hilfe unerbrüchliches Schweigen gelobte. Und siehe da, dem Hauer wurde große Ausbeute an Erz zuteil, und Glück und Wohlstand blühte ihm. Er hielt auch sein Versprechen. Bis er eines Tages in lustiger Gesellschaft beim Trunk leichtsinnig sein Geheimnis preisgab. O weh, da war sein Glück vorbei. Als er wieder vor Ort kam, fand er an der Hade die Inschrift: „Du Schwächer brachst den Pakt, nun schlag das Erz allein.“ Weinend rang der Knappe die Hände. Er hatte sein Heil verscherzt. Der freundliche Helfer kam nicht wieder. — Sehr übel nimmt es der Berggeist, wenn man ihn verspottet. Ein tollkühner Burche hat es einst gewagt. Er rief in das Gestein hinein: „Komm näher doch, Troll, und zeige dich.“ Noch ehe das Wort verhallte, ertönte ein dumpfes Grollen aus den Felsen, blaue Flammen

jüngelten empor, so furchtbar anzusehen, daß der vorwitzige Bergmann in Zerstörung verfiel und nach drei Tagen starb. — Manchmal schreit und narrt der Berggeist als „Fackel“ und „Stollenmann“ die Bergleute. Er gilt auch als Ursache von Unglücksfällen und läßt dem Bergmann die Strecke über dem Kopf zusammenstürzen; vielleicht weil er zürnt, daß der Bergmann sein Reich durchwühlt. In den Bergwerken bei Hagen und Umgebung hört man oft, so heißt es, das „Erdmännchen“ klopfen; aber gesehen hat es noch keiner. Besonders in den Stunden von zwölf bis ein Uhr, sowohl am Mittag als auch um Mitternacht, arbeitet es in den Gruben. Dann darf kein Bergmann dort bleiben, wenn ihm sein Leben lieb ist.

Eine besondere Eigentümlichkeit des Berggeistes, so sagt man z. B. in Schlesien, ist, daß er das Pfeifen in der Grube nicht vertragen kann; da er nicht im Schlaf gestört sein will. Darum war das Pfeifen in den Gruben verpönt. Eine Erklärung des Verbots ist nicht leicht zu finden. Ein schlesischer Bergmann gab einmal die sinnige Auskunft: „Unser Beruf ist so schwer und gefährlich, daß wir stets an unser Ende und an Gott denken sollen; was wir aber sicher nicht tun, wenn wir hier unten pfeifen.“ Und in der Tat, das Pfeifen in der Grube hört sich ganz eigentümlich an; man hat das Gefühl: es gehört da unten nicht hin. Der Steiger hatte recht, der einem pfeifenden Pferdejungen zurief: „Sunge, mach den Mund zu und tu die Ohren auf!“

Wie mag die Sache vom Berggeist entstanden sein? Vielleicht reicht ihr Ursprung bis ins germanische Heidentum zurück, das Berg und Tal mit allerlei Geisterwesen wie Zwergen und Elfen bevölkert hatte. Und dann ist die Einsamkeit und das Dunkel der Grube leicht dazu angetan, seltsame Sinnestäuschungen hervorzurufen. Der Bergmann hört geheimnisvolles Gurgeln und Sichern des Wassers, lauscht auf dumpfes Pochen und Echo, sieht merkwürdige Schatten beim Grubenlicht, erschrickt über plötzliches Knistern und Bersten des Gebirges, erlebt unvorhergesehenen Steinfall und schnelles Unglück, beobachtet das pfeifende Ausstreten von Wettern. Das alles erregt die Phantasie und gibt dem Gläubigen an eine unheimliche Macht Nahrung. Sehr oft wird man faulendes Holz als die Ursache von Sputzgeschichten ansehen müssen. Ein Bergmann, der sonst ein furchtloser Mann war, sah einmal in der Nachtschicht, wie er mir erzählte, eine weiße Gestalt in der Pferdebahn. Unwillkürlich duckte er sich und beobachtete. Schließlich ging er näher, leuchtete die Stelle ab und erkannte den Spuk: es war ein faulender Stamm, der im Dunklen leuchtete. Ein andermal war er mit seinem Fahrhauer in einem alten Bau, um den Wetterzug zu revidieren; da sah er überall die alten, modernen Stempel leuchten wie Geistergestalten. — Manchmal mögen auch „undüchtige“ Menschen einen abergläubigen Kameraden zum besten gehabt und den Berggeist gespielt haben.

Zum Schluß noch etwas Grausiges vom Berggeist. Ein alter Knappe erzählt: „Es war in der Mitte der fünfziger Jahre an einem trüben Oktobertage. Nach gehaltener Barbara-Andacht betraten wir das Rauenhäuschen und

zündeten die Lampen an; mit Glückauf ging es hinab. Ein Schlepper war der erste, der die Fahrte hinabstieg. Er war eben an die letzte gekommen, als ein entsetzlicher Schrei im Schacht ertönte. Halt! Halt! schallt es den Einfahrenden entgegen, die sofort das Tageslicht wieder zu erreichen suchten. Oben angekommen, erzählte der zuerst angefahrne Schlepper: „Ich hatte gerade die letzte Fahrte erreicht, als sich auf mich der Berggeist in entsetzlicher Gestalt mit großen Hörnern und feurigen Augen stürzte. Ich geriet in fürchterliche Angst und entrann nur mit Mühe dem Tode.“ Nun wollte keiner mehr einfahren. Wir wagten nur, allerdings ängstlich, mal in den Schacht hinabzuleuchten; aber drunten war alles dunkel und still. Man schickte zum Steiger. Der kam sogleich und kletterte mit einigen Knappen hinab. Kaum war er auf der letzten Fahrte angelangt, als auch er einen Schrei ausstieß und ohnmächtig die letzten Sprossen der Fahrten hinunterstürzte. Jetzt war kein Halten mehr. Im Fluge waren alle oben. Was nun tun? Man rief den Obersteiger, ein wegen seines geraden und unerschrockenen Charakters überall geachteter Mann. Der stieg kurz entschlossen mit einigen beherzten Leuten hinab, um den Kampf mit dem Berggeist zu bestehen; während die übrigen still und in banger Erwartung den Ausgang der Geschichte abwarteten. Schon war der Obersteiger auf der letzten Fahrte und sah den noch immer ohnmächtigen Steiger am Fuße der Leiter liegen. Da, da stürzte sich — während er die Lampe weit von sich streckte, um den Ort zu beleuchten — das schreckliche Ungeheuer auch auf ihn los. Der erfahrene Beamte aber ließ es besonnen an sich herantommen und sah vor sich — einen großen Ziegenbock! — Damit schloß der alte Bergmann seine Erzählung. Anscheinend war das Tier am Tage vorher, an einem Sonntag, von der Herde fortgelaufen und war in die Kauer gelangt, die sich mitten im freien Feld befindet. Dort ist jedenfalls der Deckel, der die Fahrten nach oben schließt, offen gewesen. Das Tier ist die erste Fahrte hinuntergestürzt und dann immer tiefer kletternd schließlich auf die Sohle gelangt. Bei dem tiefen Dunkel im Schacht war es erklärlich, daß der Ziegenbock dem ersten Lichtstrahl der Lampe entgegenließ und dem Schlepper und nach ihm dem Steiger einen heillosen Schrecken einjagte. Vielleicht war es aber doch nicht nur ein harmloser Ziegenbock, sondern der wirkliche Berggeist, der sich in das Tier verwandelt hatte. Wer weiß? So spukt der Berggeist in der Erde. Die Aufklärung unserer Zeit hat überall den Glauben an die Märschen und Sagen von unterirdischen Geistern zerstört. Man spricht wohl noch vom Berggeist, aber meist im Scherz und Witz. Immerhin mag es auch heute noch Leute geben, welche die Furcht vor einer geheimnisvoll waltenden Macht unter Tage nicht los werden können. Ihnen zur Beruhigung sei gesagt: „Es gibt keinen Spuk, kein Gespenst, keinen Berggeist; sie leben nur im Märchen.“

(Aus: „Glückauf“, ein Heimatbuch für Bergleute, von A. Leich, Harpen)

Aus der Zeit — für die Zeit

Nachweis der arischen Abstammung für die im Ausland geborenen Volksgenossen

Zahlreiche Volksgenossen müssen sich die Urkunden zum Nachweise ihrer arischen Abstammung aus dem Auslande, insbesondere auch aus den von Deutschland abgetrennten Gebieten beschaffen. Das Verständnis für die Notwendigkeit der Rassenscheidung ist im Auslande aber erst im Entstehen begriffen; die ausländischen Registerbehörden erledigen daher Ersuchen um Ausstellung von Urkunden zum Nachweise der arischen Abstammung vielfach nicht mit der wünschenswerten Beschleunigung. Dadurch treten oft erhebliche Verzögerungen ein; Erinnerungen führen zumeist nicht zu einer schnelleren Behandlung der Anträge. Besondere Schwierigkeiten ergeben sich, wenn die zur Ermittlung der Urkunden erforderlichen Angaben nur ungenau oder unvollständig gemacht werden können, wie dies häufig der Fall ist. Es empfiehlt sich daher, daß die nachweispflichtigen Volksgenossen sich nur dann an die ausländischen Registerbehörden wenden, wenn sie genaue Angaben über die zu ermittelnden Personen machen können. In allen anderen Fällen wird zweckmäßig bei der Anforderung von Urkunden die Vermittlung der zuständigen deutschen Konsularbehörden in Anspruch genommen. Die deutschen Konsulate gewährleisten, daß die Urkunden so rasch wie möglich beschafft werden; Erinnerungen sind daher zwecklos. In Fällen, in denen die Beschaffung von Urkunden überhaupt nicht möglich ist, wie in weiten Teilen der Sowjet-Union, erhalten die Antragsteller umgehenden Bescheid. Von anderweitigen Ermittlungen wird in diesen Fällen Abstand zu nehmen sein, da sie doch erfolglos sein und gegebenenfalls den Beteiligten im Auslande nur Unannehmlichkeiten bereiten würden.

Die Beschaffung von Urkunden aus dem Auslande ist nicht gebührenfrei. Die Antragsteller haben vielmehr den deutschen Konsularbehörden die Gebühren zu ersetzen, die diese den ausländischen Registerbehörden für die Ausstellung von Urkunden bezahlt haben. Außerdem ist an die Konsularbehörden für jede Anforderung, auch wenn sie mehrere Urkunden betrifft, eine Pauschalgebühr von 1 RM. zu zahlen; dieser Betrag kommt jedoch im Falle des nachgewiesenen Unvermögens des Antragstellers nicht zur Erhebung.

Urkunden zum Nachweis der arischen Abstammung

Der Reichs- und preussische Minister des Innern gibt einen neuen Erlaß heraus, in dem die Ausstellung von Urkunden zum Nachweis der arischen Abstammung geregelt wird. Der Erlaß enthält wichtige Ergänzungen zu früheren Vorschriften.

Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei und ihre Gliederungen, so heißt es in dem Erlaß, fordern von ihren Mitgliedern den Nachweis der arischen Abstammung nur nach und nach an, um die zur Zeit bestehende Belastung der Registerbehörden nicht untragbar zu machen. Dabei ist der Nachweis regelmäßig zunächst von den Politischen Leitern und Führern zu erbringen, während die große Masse der Mitglieder erst in späterer Zeit hierzu aufgefordert werden wird. Politische Leiter vom Kreisleiter an aufwärts haben den Nachweis bis zum 31. Dezember 1935 zu erbringen. Soweit auf Grund dieser Anordnung der Partei der Abstammungsnachweis zu erbringen ist, kann die gebührenfreie Ausstellung von Urkunden nicht ohne weiteres mit der Begründung gefordert werden, der Antrag erfolge im parteiamtlichen Interesse. Seder Parteigenosse, der zur Zahlung der Gebühren in der Lage ist, hat vielmehr — dem Erlaß zufolge — die Verpflichtung, sich die erforderlichen Urkunden auf eigene Kosten zu beschaffen, da er den Abstammungsnachweis selbst zu führen hat.

Gebührenfreiheit wegen Unvermögens kommt nur dann in Frage, wenn der Antragsteller nach seinen gesamten wirtschaftlichen Verhältnissen zur Zahlung der Gebühren für die Ausstellung der Urkunden nicht in der Lage ist. Dabei sind nicht nur die Höhe seines Einkommens, sondern alle Verhältnisse, die seine wirtschaftliche Leistungsfähigkeit beeinträchtigen, zu berücksichtigen. Gebührenfreiheit ist aber nicht schon dann gegeben, wenn der Antragsteller kein Vermögen besitzt.

Die Ausstellung von Sterbeurkunden kann nicht grundsätzlich mit der Begründung abgelehnt werden, daß Sterbeurkunden zum Nachweis der arischen Abstammung nicht erforderlich sind. Auf Sterbeurkunden wird z. B.

hilfsweise zurückgegriffen werden müssen, wenn Geburts- oder Heiratsurkunden nicht zu ermitteln sind.

Wird von Beamten, die nach den Vorschriften des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums den Nachweis der arischen Abstammung nicht zu führen brauchen (Frontkämpfer), aus besonderem Anlaß dieser Nachweis verlangt, so ist ein Anspruch auf Gebührenfreiheit nicht begründet. Wehrpflichtige und Angehörige des Arbeitsdienstes haben als solche keinen Anspruch auf Gebührenfreiheit. Den Versorgungsanwärtern werden diejenigen Personen gleichgestellt, die sich kurz vor Erlangung des Versorgungscheines bereits um die zum Nachweis der arischen Abstammung bei Bewerbungen erforderlichen Urkunden bemühen.

Ständiges Fortschreiten rassenhygienischer Erkenntnis

In einer öffentlichen Sitzung der Rumänischen Akademie gab Professor Gh. Marinescu einen Bericht über die Fortschritte der eugenischen Methoden. Er erklärte dabei u. a.: „Nachdem in allen Ländern Europas und Amerikas bereits eine energische eugenische Bewegung besteht, schlägt die königliche (rumänische) Gesellschaft für Eugenik vor, im Volke für eine eugenische Erziehung sowie Einführung eines Gesundheitsbuches und Ehezeugnisses zu werben. Die Ehe darf nicht mehr als romantischer Akt betrachtet werden, sondern muß von dem höchsten Interesse beherrscht werden, an Körper und Geist gesunde Nachkommen hervorzubringen.“ In vielen Städten des Landes sind bereits Zweigstellen gegründet worden.



Ein Pfennig-Geschäft

Neuartige Briefmarken-Automaten

Daß uns in den meisten Fällen das Großgeld fehlt, ist persönliches Bed, daß uns aber ebensooft das Kleingeld, vor allem die Zweipfennigstücke, fehlen, ist tragisch. Man denke nur, daß man für den Brief an die berühmte liebe Schwiegermutter — sie hatte ihren Besuch angesagt, und man hatte Krankheit fast sämtlicher Familienmitglieder vorgetäuscht, um sie fernzuhalten — keine Briefmarken hat und, natürlich, auch kein Zweipfennigstück, um sich welche zu ziehen. In einem derartigen Falle konnte man bisher mit nahezu hundertprozentiger Sicherheit annehmen, daß man keine Briefmarken mehr aufreiben würde, daß also die Schwiegermutter trotz aller anstehenden Krankheiten anrufen würde. Nun ja, Lügen haben bekannte kurze Beine. Wie oft, vielmehr wie selten hatte man bisher das doppelte Glück, einen Briefmarken-Automaten zu finden und gleichzeitig das kostbare Zweipfennigstück zu besitzen!

Nun sollen wir dieser Sorge um das Zweipfennigstück entoben werden. Eine Privatfirma hat mit der Deutschen Reichspost eine Vereinbarung getroffen, daß sie, die Privatfirma, in den großen Städten im Rheinland und in Westfalen eigene Briefmarken-Automaten aufstellen kann. Diese sollen nie (!) leer sein. Man braucht dort keine zwölf Pfennig, sondern nur einen Groschen. Für dieses Zehnpfennigstück erhält man dann: eine Fünf-pfennig-, eine Dreipfennig- und eine Einpfennigmarke. Zusammen neun Portopfennig. Und der zehnte Pfennig? Nun, den steckt die Privatfirma in ihre Tasche als Entgelt für die Bequemlichkeit, die sie allen denen bietet, die abends spät noch rasch ihrer Schwiegermutter absagen wollen. Das wird man sich doch wohl einen einzigen Pfennig kosten lassen!

Die neuen „Nie-leer-Automaten“ dürfen nicht in der Nähe der Automaten der Reichspost aufgestellt werden, damit die Bevölkerung die beiden Apparate nicht verwechselt, und damit nicht die Meinung aufkommt, die Reichspost wolle an ihren Marken verdienen. — Noch eine weitere Besonderheit hat der neue Apparat: die drei Marken werden zusammen mit einer Reklameansichtskarte in einer Tüte zum Vorschein kommen. Auf diese Weise wird verhindert, daß die gummierten Marken sich im Getriebe des Apparates irgendwie festsetzen.

In Zukunft wird es also heißen: Neun Pfennige für einen Groschen!

Das Geschäft mit einem Verdienst von einem Pfennig ist ein Schulbeispiel dafür, daß viele Wenig ein Biel ergeben.

Woher stammt die Kofarde?

Uniformen, die die Zusammengehörigkeit von Truppen zeigen, sind uralte; nicht so alt ist die Kofarde. Wissenschaftliche Forscher früherer Zeiten nahmen an, die Kofarde an Helm, Mütze oder Hut wäre eine Erfindung der Jakobiner der Französischen Revolution. Diese Annahme war irrig, denn wir haben schon aus dem 17. Jahrhundert die Nachricht, daß sich bei einzelnen Truppenkörpern die Unterteilungen, das heißt die Kompanien usw. durch verschiedenfarbige Bandschleifen an den Kopfbedeckungen unterschieden. Als erstes Abzeichen, das ein Herrscherhaus für seine Truppen schuf, gilt die orangene Kofarde der Draniere. Von deutschen Truppen trugen als erste 1789 die Landgräflich-hessische Infanterie schwarze, die hessischen Säger hellgrüne Kofarden.

Die preussische schwarzweiße Kofarde wird auf eine schwarze Bandschleife mit silbernem Rand zurückgeführt, die die Truppen trugen, die 1807 vom Grafen Goezen in der Grafschaft Glatz aufgestellt wurden. Sie wurde von 1808 ab von der ganzen im Wiederaufbau befindlichen preussischen Armee übernommen. Das Abbild des Eisernen Kreuzes zur Bezeichnung von Landwehrformationen wurde aber erst in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf die preussische Kofarde gelegt.

Anfang des 19. Jahrhunderts wurde bei den bayerischen Truppen eine weißblaue Bandschleife eingeführt. Diese Bandschleifen wurden in die Form von Rosetten gelegt, die in der Mitte mit einem Knopf zusammengehalten wurden. Nach den Freiheitskriegen stellte man dann diese Rosetten für militärische Zwecke aus Blech oder Leder her, die die Landesfarben trugen. Diese Abzeichen sind der Ursprung unserer Kofarden im heutigen Sinne.

In die Rätsel- und Zauberwelt der Tropfsteinhöhlen geleitet uns ein farbig bebildeter Aufsatz des bekannten Geologen Dr. Emil Carthaus im Oktoberheft von Belhagen & Rasfings Monatsheften. Auch dieses Heft steht noch unter dem Zeichen des hundertjährigen Verlagsjubiläums, des fünfzigjährigen Bestehens der Zeitschrift. Ein festlich bebildeter Aufsatz zeigt in vollendeten farbigen Wiedergaben einige der kostbaren Kunstwerke aus dem Schaffen der letzten fünfundsiebzig Jahre. Zu festlichem Tun lädt Felix Riemkasten

ein, der mit dem Maler Adolf Propp, geführt von entzückenden bunten und heiteren Landkarten, einen Marsch durch die Landschaften unserer Weine unternimmt. In dem Beitrag „Was ist ein Zweig, was ist eine Blüte am Apfelbaum?“ beantwortet uns Otto Nebelthau viele Fragen. Aufregende Aufnahmen vom Klettern zeigt „Die Schule der Berge“ von Georg von Kraus, dem berühmten Münchner Bergsteiger. Eine Studie von starker Gegenwartsbedeutung über den Bundschuh im Elsaß, die Geschichte einer Bauernverschwörung, veröffentlicht der namhafte Heidelberger Historiker Willy Andreas. Ist dieser Beitrag mit seltenen alten Holzschnitten illustriert, so zeichnet sich wiederum durch Farbe die höchst zeitgemäße Abhandlung von Friedrich Büß „Möbel aus deutschen Hölzern“ aus, eine anschauliche Anleitung zu behaglichem Wohnen. Der Roman von Ulrich Sander „Flegeljahre vor dem Sturm“ wird abgeschlossen. Eine neue, ostpreussische Dichterin, Ruth Kristefat, tritt zum erstenmal mit einer großen Novelle („Ende eines Sommers“) vor die Öffentlichkeit, einer ausgereiften Arbeit, die uns tief in die Herzen der heutigen Jugend blicken läßt.



Bereinsmeisterschaften

der Turn- und Spielgemeinde Schalker Verein am 19. und 20. Oktober

Trotzdem der Wettergott der TuS. Schalker Verein wieder einmal nicht gut gefinnt war, nahm die festgesetzte Austragung der Vereinsmeisterschaften den vorgeesehenen Verlauf. Die Beteiligung der Vereinsmitglieder war sehr rege, und die erzielten Erfolge sind durchweg als gut anzuspüren. — Nach der Bekanntgabe der Sieger vereinte ein gemütliches Beisammensein Turner und Turnerinnen mit ihren Angehörigen und Freunden im „Winkelkrug“.

Nachstehend geben wir die einzelnen Sieger bekannt. Wir sprechen ihnen zu ihrem Erfolg unsere besten Glückwünsche aus und hoffen, daß sie und alle anderen Vereinsmitglieder in ihrem Bestreben nach körperlicher Ertüchtigung nicht nachlassen, sich vielmehr immer höhere Ziele setzen, sich selbst zum Nutzen und der gesamten Deutschen Turnerschaft zur Ehre.

Siegerliste

Turner-Stamm-Dreikampf:

1. Sieger: Gerhard Crunjen 47 Punkte; 1. Sieger: Wilhelm Wellmann 47 Punkte; 2. Sieger: Gustav Raffenberg 42 Punkte; 3. Sieger: Wilhelm Masanek 41 Punkte.

Jugend-Turner, Jahrgang 1917/18

1. Sieger: Theo Wondorf 55 Punkte; 2. Sieger: Heinrich Lewandowski 49 Punkte; 3. Sieger: Heinz Hauff 45 Punkte; 4. Sieger: Hans Hörnlein 41 Punkte.

Jugend-Turner, Jahrgang 1919/20

1. Sieger: Franz Pomaska 59 Punkte.

Alters-Turner Jahrgang 1891/96

1. Sieger: Georg Tolges 50 Punkte.

Alters-Turner Jahrgang 1890 u. älter

1. Sieger: Leopold Steiner 57 Punkte; 2. Sieger: Wilhelm Schneider 55 Punkte.

Turnerinnen-Stamm

1. Sieger: Hedwig Gekke 48 Punkte (ohne Hochsprung)

Jgd. Turnerinnen Jahrgang 1918/20

1. Sieger: Marie Kennstiel 53 Punkte.

Turnerinnen über 25 Jahre

1. Sieger: Dörenburg 49 Punkte; 2. Sieger: Lange 48 Punkte.

Schüler

1. Sieger: G. Hippe 51 Punkte; 2. Sieger: H. Mantag 49 Punkte; 3. Sieger: H. Kornega 44 Punkte; 4. Sieger: P. Brach 43 Punkte; 5. Sieger: D. Böhwinkel 41 Punkte; 6. Sieger: G. Gujanowski 40 Punkte.

Schülerinnen

1. Sieger: Ruth Kahlhöfer 45 Punkte; 2. Sieger: Margarete Sonder 44 Punkte; 3. Sieger: Ursula Flanz 40 Punkte.

Einzelwettkämpfe

Turner-Stamm

100-Meter-Lauf: 1. Sieger: Masanek 12,4 Sek.; 2. Sieger: Crunjen 12,6 Sek.; 2. Sieger: Thomashel 12,6 Sek.

Dreisprung: 1. Sieger: Wellmann 10,85 Meter; 2. Sieger: Raffenberg 10,30 Meter; 3. Sieger: Masanek 10,15 Meter.

Kugelstoßen: 1. Sieger: Crunjen 10,20 Meter; 2. Sieger: Lentemeier 10,15 Meter; 3. Sieger: Raffenberg 9,30 Meter.

Weitsprung: 1. Sieger: Wellmann 5,40 Meter; 2. Sieger: Hellmuth 5,15 Meter; 3. Sieger: Radef 5 Meter.

Steinstößen: 1. Sieger: Crunjen 7 Meter; 2. Sieger: Lentemeier 6,40 Meter; 3. Sieger: Raffenberg 5,70 Meter.

Hochsprung: 1. Sieger: Raffenberg 1,50 Meter; 2. Sieger: Hellmuth 1,45 Meter; 3. Sieger: Wellmann 1,40 Meter.

Keulenweitwurf: 1. Sieger: Lentemeier 54 Meter; 2. Sieger: Wellmann 53 Meter; 3. Sieger: Thomashel 48 Meter.

Alters-Turner 1903/1897

75-Meter-Lauf: 1. Sieger: Hauff 10,2 Sek.

Weitsprung: 1. Sieger: Hauff 4,70 Meter.

Kugelstoßen: 1. Sieger: Hauff 6,55 Meter.

Alters-Turner 1891/96

75-Meter-Lauf: 1. Sieger: Flanz 10,1 Sek.; 2. Sieger: Tolges 10,4 Sek.

Weitsprung: 1. Sieger: Tolges 5,20 Meter; 2. Sieger: Flanz 4,60 Meter; 3. Sieger: Tawny 4,45 Meter.

Kugelstoßen: 1. Sieger: Tolges 7,90 Meter; 2. Sieger: Böhwinkel 6,80 Meter; 3. Sieger: Tawny 6,20 Meter.

Alters-Turner 1890 u. älter

50-Meter-Lauf: 1. Sieger: Steiner 8,0 Sek.; 2. Sieger: Schneider 8,2 Sek.
Weitsprung: 1. Sieger: Steiner 4,60 Meter; 2. Sieger: Schneider 4 Meter.
Kugelstoßen: 1. Sieger: Schneider 7 Meter; 2. Sieger: Steiner 6,30 Meter.

Jugend-Turner 1919/20

100-Meter-Lauf: 1. Sieger: Pomaska 13,2 Sek.

Weitsprung: 1. Sieger: Pomaska 5,05 Meter.

Kugelstoßen: 1. Sieger: Pomaska 10 Meter.

Einzelwettkämpfe

Jugend-Turner 1917/18

100-Meter-Lauf: 1. Sieger: Wondorf 12,6 Sek.; 2. Sieger: Lewandowski 13,2 Sek.

Weitsprung: 1. Sieger: Hörnlein 5,10 Meter; 2. Sieger: Lewandowski 5,05 Meter.

Kugelstoßen: 1. Sieger: Wondorf 10,50 Meter; 2. Sieger: Hauff 9,95 Meter; 3. Sieger: Lewandowski 9,60 Meter.

Turnerinnen-Stamm

100-Meter-Lauf: 1. Sieger: H. Gekke 16 Sek.

Weitsprung: 1. Sieger: H. Gekke 4,20 Meter.

Kugelstoßen: 1. Sieger: H. Gekke 8,25 Meter.

Jugend-Turnerinnen 1918/19/20

75-Meter-Lauf: 1. Sieger: E. Gekke 12 Sek.; 2. Sieger: M. Kennstiel 12,2 Sek.

Weitsprung: 1. Sieger: Kennstiel 4,10 Meter; 2. Sieger: E. Gekke 3,50 Meter.

Schlagballweitwurf: 1. Sieger: Kennstiel 45 Meter; 2. Sieger: E. Gekke 30 Meter.

Turnerinnen über 25 Jahre

75-Meter-Lauf: 1. Sieger: E. Gekke 12 Sek.; 2. Sieger: M. Kennstiel

Weitsprung: 1. Sieger: Dörenburg 4,10 Meter; 2. Sieger: Lange 3,75 Meter; 3. Sieger: Kube 2,70 Meter.

Kugelstoßen: 1. Sieger: Dörenburg 8 Meter; 2. Sieger: Kube 6,10 Meter; 2. Sieger: Lange 6,10 Meter.



Lohntage im Monat November 1935

Montag, den 11. November: Lohnabrechnung Oktober;

Donnerstag, den 21. November: 1. Lohnabschlag;

Freitag, den 29. November: 2. Lohnabschlag.

Lohnbüro, den 17. Oktober 1935.

Wohnungs-tausch Tausche Drei-Zimmer-Privatwohnung in Bülme, gegen Drei-Zimmer-Werkswohnung, gleichwo. Auskunft erteilt die Redaktion der Hütten-Zeitung, Haupttor.	große Drei-Zimmer-Wohnung mit Stall und Gartenland, Miete 22,35, gegen eine Drei-Zimmer-Wohnung mit Stall und Waschtische zu tauschen gesucht. Zu erfragen bei der Redaktion der Hütten-Zeitung, Bannerstraße 170, Haupttor.	zwei-Zimmer-Privatwohnung in Bülme, Miete 18,95 RM., gegen zwei oder drei Zimmer-Werks-oder Privatwohnung gleichwo. Zu erfragen bei der Redaktion der Hütten-Zeitung.	Zaubere Schlafstelle zwei Minuten von Haupttor entfernt, an unabhängigen Herrn zu vermieten. Zu erfragen im Bannerstraße 5, part. I	Erstner Kanonenofen etwa 1 Meter hoch, Kupfenmagazin und diverse Radioröhren aus der fröhlichen Vorkriegszeit sind billig abzugeben. Wo, sagt die Redaktion der Hütten-Zeitung.
Tausche Zwei-Zimmer-Wohnung Banneraden gegen eine Zwei- bis Drei-Zimmer-Wohnung in Günnigfeld oder Wattensteib. Keller und Gas vorhanden, Miete 13,70 RM. Nähere Angaben in der Redaktion der Hütten-Zeitung.	Tausche meine Drei-Zimmer-Privatwohnung in Wanne, gegen eine Zwei-Zimmer-Werks-oder Privatwohnung in Bülme oder Hülmen. Auskunft erteilt die Redaktion der Hütten-Zeitung, Haupttor.	Zaubere Schlafstelle zwo. einf. möbl. Zimmer zu vermieten. Separater Eingang f. Stg., elektr. Licht nahe Werkseingang. Zu melden abends nach 18 Uhr bei Müller, Banner Str. Nr. 161.	Mietgesuche Wer gibt einen jungen Ehepaar mit zwei Kindern zwei Banneradenzimmer ab? Maaben bei der Redaktion der Hütten-Zeitung, Banner Str. Nr. 170, Haupttor	Bandoneon billig zu verkaufen. Wo, sagt die Redaktion der Hütten-Zeitung.
		Bermietungen	Mietgesuche	Kinderwagen billig zu verkaufen. Auskunft erteilt die Redaktion der Hütten-Zeitung, Banner Str. Nr. 170.
			Verkäufe Guterhaltene Alabier billig abzugeben. Zu erfragen 5. Kesselfabrik 8, bei Reichmann.	Kinderwagen billig zu verkaufen. Auskunft erteilt die Redaktion der Hütten-Zeitung, Banner Str. Nr. 170.

Schwarzhoff, Hüllen, Lebensmittel
Sämtl. Südweine äußerst billig!
Wermutwein . . Liter 0,68 Mk.
Original Kilifiti . Liter 1,10 Mk.

Radio-Binder
das große Fachgeschäft mit der Riesenauswahl und den günstigen Zahlungsbedingungen!
Alle Neuheiten der großen Berliner Funkausstellung. Stets Gelegenheitsposten am Lager!
Radio-Binder (Inh. Ed. Heyer)
Nur Bahnhofstraße 2 (neben Overbeck & Weller)

Bei allen Anfragen
sich stets auf diese Zeitung beziehen. Du dienst dir damit selbst.

Öfen - Herde
Waschmaschinen
Gramm
Heinrichsplatz Ruf 22519

Achtung!
Ihre Uhr wird billig und gut im Fachgeschäft
Ernst Wilms
Heinrichplatz repariert
Über 25 Jahre am Platze

Küchen
Monats- 8,- RM. an
Schlafzimmer
Monats- 15,- RM. an
Geringe Anzahlung auch in Raten
Schriftliche Anfragen

Johann Bell
Gelsenkirchen-Buer
Wörthstraße 27

Ins'riert!